

Bleibt alles anders

Wie keine andere Stadt verbindet London Althergebrachtes mit Niedergewesenem. Eine Reise durchs klassisch-schräge Innenleben der Metropole



Großer Zirkus am Piccadilly Circus: Zwei Punks posieren gegen Bezahlung für Touristenfotos



TEXT: Katrin Parmentier

Ein Sommer wollten wir bleiben. Die Fahrt über Köln, Brüssel, Oostende war ein Zischen und Rattern. Die Sitze der Bahn hatten noch rostrote Kunstlederbezüge und auf der Fähre gab es den ersten Geschmack von England: Bohnen auf Margarine-Toast, Beans On Toast. An Deck tranken wir Tee, algengrünes Wasser spritze und der Wind blähte unsere Anoraks auf.

Als meine Freundin und ich im August 1983 an der Victoria-Station ausstiegen, galt London als Sehnsuchtsort für Teenager. Die Magazine in Deutschland schrieben über kopfschmerzbunte Kinder, über Metallringe in Wangen und Nasen, bleiche Haare, Punkrock, Brighton, Teddyboys, Skinheads und Strandschlachten. Doch wir lernten schnell, dass London trotz des jugendlichen Wahnsinns eisern auf seine Traditionen achtete: Auch Skinheads trinken Tee mit Milch. Und ja, die Milch kommt zuerst in die Tasse. Die Mischung aus Lebendigkeit und Tradition war fesselnd. Am Ende blieb ich vier (???) Jahre.

Seitdem ist viel vom bunten London verschwunden. Hier ein Haus, da ein Park, eine Straße, ein Hof. Sie wurden durch moderne Spielereien wie das London Eye, den Millenium Dome oder den Swiss-Res Tower ersetzt, durch Bürofassaden mit silber glänzenden Fenstern. Wer wie Alice im Wunderland hinter die Spiegel schaut, erkennt aber noch das wahre London. Der Linksverkehr, der fremde Fußgänger bei jeder Straßenüberquerung in Gefahr bringt, und das britische Pfund sind nur die deutlichsten Zeichen dafür, dass die Stadt anders geblieben ist.

Die Kraft der ungeschriebenen Gesetze wirkt im Verborgenen. Sie trotz Veränderungen, selbst der Globalisierung, die weltweit Städte gleich erscheinen lässt. Schlange stehen ist ein Gebot, das Adlige und Rocker befolgen. Seit dem Bahnbrand von Kings Cross 1987 gibt es zwar nur noch wenige der leicht entzündlichen Holzrolltreppen hinunter in schlauchartige

U-Bahnhöfe. Aber auf allen *escalators* stehen die Fahrgäste rechts. Die Überholspur, auf der Banker im Dreireiher und verspätete Sekretärinnen vorbeihasten, ist anders als auf den Straßen links. Die fürs Auf- oder Abspringen offenen Hecks der Routemaster-Busse wurden aus Sicherheitsgründen abgeschafft. Vor den neuen Doppeldeckern steht ein Londoner an Haltestellen genauso zackig an wie vor Museen, die ihre Schätze gratis zeigen. Die Regierung zahlt, übrigens auch jeden Arzt- und Krankenhausbesuch. Der National Health Service macht vieles leichter.

Vielleicht lachen die Londoner deshalb so gern über sich. Wer versucht, in einer Schlange vorzudrängeln, sieht bestimmt ein Lächeln und hört: „Aber bitte, gehen sie doch vor.“ So spricht ein Lederjackenmann mit blutroter Irokesen-Frisur und Schnauzermischling am Strick.

Eine Tradition, die Punks und Banker schätzen, ist die Teatime. Seit dem 17. Jahrhundert sind die Regeln streng. Zuerst: kleine Sandwiches ohne Rinde, mit Butter, Gurke oder Lachs belegt. Danach: Scones, ungesüßte Teebrötchen, serviert mit Himbeermarmelade und Clotted Cream, einem buttrigen Rahm. Dazu jede Menge schwarzer Tee mit Milch. Zeitnot und Blackberry-Bimmeln sind unerwünscht. Mindestens eine entspannte Stunde kostet der High Tea am späten Nachmittag. Serviert wird er in Luxushotels, mit Brimborium, Piano und Spitzendeckchen. Oder in kleinen Teehäusern wie Bea's Of Bloomsbury in der Theobald Road.

Tee wird auch in den Gentlemen's Clubs getrunken, allerdings seltener. Hier regiert Härteres: rauchiger Whisky aus kleinen Destillieren, und der darf ruhig schottisch sein – gelebte Toleranz. Der legendäre Monty-Python-Spruch „Ist Weibsvolk anwesend?“ wurde lange Jahre stolz mit „Nein!“ beantwortet. Heute sind viele Clubs auch für Frauen geöffnet, wie der Chelsea Arts Club oder das Soho House, das fünf Filialen in London hat.

Vor allem der Norden der Stadt glänzt noch mit schillernden Ecken, mit Brüchen und Patina. Wer durch Finsbury Park geht, entdeckt das grau melierte London mit seinen Maschen, Menschen und Marotten, die auf keiner Touristenkarte als Sehenswürdigkeiten verzeichnet sind.

Um den grünen Finsbury Park haben sich Pakistanis angesiedelt, Tabakläden vollgestopft mit Zeitschriften, —>

Olor sequate magnibh elent aut lut prat accusma ndreet am veros accummo dipsums andreetum eLLa am acipit utpat. Nostie eu faci bla faccum quat, consed dunt lutat wismolore do conse feusit, veriuscipisl eu

Foto:

Krimskrams und Schokoriegeln, in den Schaufenstern Zettel mit Kleinanzeigen: betreue Katzen, verkaufe Klavier, Umzüge aller Art erledigt Gary. Inder betreiben Blumenläden, Reinigungen und Supermärkte die „White Rose“ heißen. Engländer pflegen Antikläden, ihre geliebten Vinyl-Plattenläden und uralte Pubs. Aus stickigen William-Hill-Wettbüros dringt Lärm auf die Straße, Niete flattern zu Boden. Im Windhunderennen mal wieder kein Glück gehabt. Ramponierte Träume von einem bisschen mehr Geld.

In dieser Gegend fühlt sich die Stadt noch immer exotisch an. Bunt angemalte Holzfassaden erinnern an Jamaika. Kaum einer kehrt den Gehweg, es geht lässig, schmutzig, chaotisch zu. Rastamänner mit Dreadlocks, Turbanträger und Frauen in rosaroten Saris mit goldenem Schmuck behängt. Dazwischen englische Hausfrauen mit Benson&Hedges-Zigaretten im Mund und Schulkinder mit Schlips.

Der Geruch der Stadt – einzigartig. Die Straßen atmen das Aroma von nassem Asphalt aus, Teer und Staub, die Busse riechen wie Holz und Gummi, die U-Bahnstationen irgendwie elektrisch.

In Bloomsbury ist die Zeit stehen geblieben. Berühmt ist das Viertel seit 1905, als die intellektuelle Bloomsbury-Group am Gordon Square tagte und Literaten wie Virginia Woolf hier ihre Essays verfassten. Der Schwulen-Buchladen „Gay’s the Word“ hält seit 1979 die Regenbogenfahne hoch, gegenüber bieten billige Hotels durchgelegene Matratzen, enge Gänge und Vogelgezwitscher am Morgen. Der verschrobene Health-Food-Store „Alara“ rührt seit dem Sommer 2010 Joghurt-Eiscreme an. Bloomsbury liegt am Studentenufer, die Uni ringsum. Vor einigen Pubs stehen Tische, auf dem grünen Coram’s Field oder im Russel Square Garden gibt es immer ein Plätzchen an der Sonne.

An Freitagen wird entlang der Chalton Street der Somers Town Street Market aufgebaut. Händler ziehen bemalte Holzkarren, darauf Gemüse, Konserven, Schwämme, Kämmen, Topflappen, alles für den Alltag – und oft viele Pennies billiger als in den Supermärkten Sainsburys oder Tescos.

Nördlich der Euston Station gibt es einen Markt hinter der U-Bahnstation Angel. Hier treffe ich Lynn, die Feigen, Äpfel und Orangen verkauft. Seit dreißig Jahren lebt sie in Islington. Fast eben so lange kenne ich sie, fast eben so lange regt sie

sich über das „großkotzige London“ auf, wie sie sagt, das den Malern und Stempelern „die Luft zum Atmen abdrückt.“

Veränderungen sieht sie kritisch: „Unsere High Street wird seit Jahren überrollt von langweiligen Ketten-Shops“, schimpft sie. Bodyshop, Mango, Starbucks und Handyläden drängen sich an der Upper Street. Das Kino „Screen On The Green“ hat die Hausnummer 83. 1976 gaben die Sex Pistols darin eines ihrer ersten Konzerte. Dahinter, erklärt Lynn, ist ihre Heimat fast unverändert: „Wer die Straße weitergeht, sieht noch das alte Islington.“

Das bedeutet: Inder, die Currypasten anrühren, Jamaikaner die Soulfood anbieten, leuchtend gelbe „Patties“, Teigtaschen aus Maismehl, auf Bananenblättern ausgebreitet. An manchen Samstagen veranstaltet die Kirche „St. Mary’s“ einen Indoor-Flohmarkt nur für Kleidung. Daneben Galerie-Cafés, Nachwuchs-Designer in winzigen Läden und sogar ein Greasy Spoon, ein traditionelles Café.

Ein Greasy Spoon, auch „London Caff“ genannt, ist garantiert Cappuccino-frei, günstig und ein bisschen schmierig – ein Gegenentwurf zu international identisch gestylten Ketten-Cafés. In brutzelnde Friteusen wandern daumendicke Chips (also Pommes Frites), in der Bratpfanne baden butterselig Champignons, Tomaten, Frühstückswürstchen und Spiegeleier. Dazu werden Beans On Toast gereicht. Londoner nennen so was: „A heart attack on a plate“ – ein Herzinfarkt auf dem Teller. Der Küchendunst mischt sich mit dem zischenden Dampf, der einem silbernen Wasserkocher entweicht. Nescafé-Pulver oder Teebeutel werden mit Getöse aufgegossen. Die Gäste sitzen an Resopaltischen, die fest im Boden verschraubt sind und lesen Boulevardzeitungen. Wer „White Coffee“ bestellt, bekommt einen Schluck Vollmilch in die Instant-Brühe. Und seltsam: Nie hat Kaffee besser geschmeckt.

Durch beschlagene Fenster sehen wir dem Treiben auf der High Street zu, rühren in unseren Tassen, während Lynn in Nostalgie versinkt: „Leider verschwinden unsere Greasy Spoons.“ Die Läden werden oft in der dritten Generation betrieben. Längst gibt es Initiativen mit dem Ziel: „Save our Caffe!“

Und während die Dämmerung aufzieht, lassen wir Wine-Bars und Designer-Trinkhallen links liegen, auf der Suche nach einem alten, samtrots ausgeschlagenen Pub.

Wer sich von verwitterten Holz-Fassaden, Blumenkübeln und schaukelnden Schildern über der Tür nicht abschrecken lässt, liegt richtig. Im „Hope & Anchor“ auf der Upper Street spielten 1980 „Madness“, drei Pfund kostete der Eintritt. Seitdem hat sich die Kneipe kaum verändert, Live Musik dröhnt auf die Straße, Bierpfützen

Foto:



liegen am Boden, das Holz knarrt. Ein Pint „Bitter“ kommt in randvollen Gläsern ohne Schaum auf die Theke. „Some things never change“, sagt Lynn, trinkt und schiebt ein „Gottseidank“ hinterher. London und ein Pils mit Schaumkrone – es würde uns das Herz brechen. —

→ Info Blindtext Seite 000

Olor sequate magnibh elent aut lut prat accusma ndreet am veros accummo dipsums andreetum ella am acipit utpat. Nostie eu faci bla faccum quat, consed dunt lutat wis-molore do conse feusit, veriuscipis eu